

30 Jahre

Sie regen sich wieder, die Erinnerungsbeflissenen, stehen in den Startlöchern, wenn es darangeht, sich den Herbst 1989 zu vergegenwärtigen. Jedes Jahr, wenn die Blätter bunt werden in Leipzig, der selbsternannten Stadt der friedlichen Revolution, setzt es ein, das stolze gemeinschaftliche Gedenken an die Momente der Renitenz und des Mutes, die Bleibendes bewirkt haben.

Da kommt natürlich eine zu Ende gegangene dritte Dekade gerade recht, sich vermehrt auf die Schulter zu klopfen. Lichterfest, Montagsgebet, man trifft sich auf dem Nikolaikirchhof, hört Reden, neu ist nichts, nur intensiver vielleicht. Und in der Kneipe, beim Bier, geht so mancher noch einmal seine Runde um die Innenstadt.

Mir ist dieses Gedenken als Massenveranstaltung suspekt. Erinnern ist für mich etwas zutiefst Persönliches, teilbar sicherlich, doch möchte ich die Entscheidung, mit wem und auf welche Weise dies geschieht, selbst in der Hand halten.

Dreißig Jahre klingen nicht nach einem Jubiläum, das besonders zu begehen wäre, doch erwische ich mich dabei, wie ich ins Nachdenken gerate. Dreißig Jahre, fast zwei Generationen, kein kurzer Abschnitt in meinem Leben. Rein rechnerisch lebe ich heute länger, nur wenig, aber unleugbar länger als Bundesbürger, als man mich Ostdeutscher, Ossi, DDRler oder Bürger des ersten sozialistischen Staates auf deutschem Boden nennen konnte.

Was bin ich nun? Bin ich Ostdeutscher, Bundesdeutscher, oder beides?

Diese Frage ist schon lange Inhalt so mancher tiefgründigen Unterhaltung im Kreise meiner mittelalterlichen Freunde und Bekannten, meist nachdem die erste leere Flasche Rotwein gegen eine neue getauscht ist und die Gläser wieder voll. Bisher blieb ich standhaft eine Antwort schuldig, schien mir die Beschäftigung mit diesem Thema unwichtig.

Doch im Ergebnis meiner Berechnungen gewinnt sie an Bedeutung. Mit Halbgegartem konnte ich mich noch nie anfreunden. Ein halbes Leben DDR, ein weiteres als Bundesdeutscher.

Was bin ich?

Mancher meiner Diskutanten vertritt die Meinung, wer seiner Herkunft nach aus dem Osten Deutschlands stammt, sozusagen durch Geburt ostdeutsch wurde, wäre es und bliebe es bis zum letzten Tage. Gleiches gälte natürlich auch für den, dessen Geburt westlich des antifaschistischen Schutzwalles zu verorten wäre.

Ich kann mich dieser Argumentation nicht erwehren, schließe mich ihr vorbehaltlos an, wenn ich die Abstammung zum bestimmenden Element erkläre. Und ihrer Einfachheit hat sie etwas reizvolles.

Lasse ich die Herkunft beiseite, bleiben noch Haltungen, Sichtweisen, Neigungen, Sympathien und Vieles mehr. Diese unterscheiden diejenigen Bundesdeutschen signifikant, die mit dem Adjektiv alt sowie Ost und West versehen sind und wenigstens eine Generation getrennt in ihren jeweiligen Habitaten gelebt haben. Eine triviale Erkenntnis, so wenig der Anmerkung wert, dass sie mir allzuoft ins Vergessen gerät.

Doch die unglaublichen 30 Jahren, die vergangen sind, seit ich mitsamt weiterer 16 Millionen zum Bundesbürger erklärt wurde, führten dankbarerweise dazu, dass wenigstens die Spätgeborenen über solcherlei Trennendes nur den Kopf schütteln, genau wie sie es tun, wenn ich beginne, die alten Geschichten in der Microwelle aufzuwärmen. Großmütig bekomme ich dann eine Lektion im Miteinander untergeschoben:

Ost- oder Westdeutscher, Alt- oder Neubundesbürger, alles unwichtig, Herkunft und so, Altschnee von gestern. Ungetrübtes, unvoreingenommenes Nachvorschaun sei angesagt, nicht ein starrer Seitenblick.

Meine Kinder sind mir voraus, nicht nur mit Smartphone oder Tablet. Eine wunderbare Entwicklung, der ich zu gern folgen würde und allein das zeigt mir schon, dass noch eine Menge Arbeit auf mich wartet.

Denn oft begegnet mir die damalige, heute fast unsichtbare Grenze unvermittelt, tritt leichtbesohlt in mein Denken und Handeln, nicht nur wenn ich kurz hinter Eisenach auf dem Weg nach Frankfurt/Main meiner Frau zurufe: >>Jetzt sind wir im Westen<< und auf dem Rückweg ein >>Nun sind wir fast zuhause<< von mir gebe.

Diese Trennlinie scheint noch vorhanden und schwerer abzubauen, als die Stacheldrahtverhaue und Betonelemente, euphorisch eingerissen vor 30 Jahren.

Erkennt ein Altbundesdeutscher meine östliche Historie, haftet diese mir wie ein unauslöschbarer Makel an. Dagegen schwingt bei einem Neubundesdeutschen eine Menge Fraternität mit, die Umarmung ist fast greifbar, zumindest wenn ich außerhalb der jüngeren Bundesländer auf einen treffe und mich und meine Herkunft zu erkennen gebe, falls nicht mein Dialekt mich des Outings enthebt.

Wenn ich gar im Ausland auf einen in deutschen Landen geborenen Mitmenschen treffe, wird noch deutlicher, dass der eiserne Vorhang keinesfalls geschleift ist. Oft sitze ich mit einem Italiener, Österreicher oder Franzosen schneller herzlich beim obligatorischen alkoholischen Getränk zusammen, als mit einem Altbundesdeutschen.

Zur Ehrenrettung meiner westlichen Mitbürger: die Schranken sind in nicht geringem Maße in meinem Kopf heruntergelassen. Kaum höre ich im bayerischen oder badensischen Raum angesiedelte Dialekte, kommt mir das westfälische Platt oder das Hessische unter die Ohren, breitet sich das Weiße in meinen Augen aus und ich suche Abstand, nehme eine Abwehrposition ein.

Zu Erklären vermag ich das nicht. Doch wenn ich den Versuch wage, mich meinen Vorurteilen zu stellen und es unternehme, ein Gespräch zu beginnen, werde ich mit der Feststellung konfrontiert: Sie sind doch aus dem Osten.

Und wenn ich stolz bejahend erkläre, dass ich aus Leipzig komme, dieser Stadt, in der alles begann, höre ich tatsächlich jedes Mal: Auus Leeipzisch!

Ich würde nie auf den Gedanken kommen, meinen Gegenüber dialektisch zu imitieren, wenn der Arme zu erkennen gibt, dass er aus Villingen-Schwenningen stammt. Nein, Häme ist nicht meine Art, auch wenn mich die Negierung des Buchstaben N im schwäbischen wahnsinnig macht!

Ja, stolz bin ich, nicht zu wenig, auf meine Sprache, meine Vergangenheit, auf Gegenwärtiges. Und genau da schleicht sich ein heimatliches Gefühl ein, ein Gefühl, früher gern von mir abgeschüttelt als rückwärtsgewandtes Denken, nun eine Hilfe, mir die Frage, die Robert Lembke so oft gestellt hat, möglicherweise leichter zu beantworten, als ich es mir eingestehen möchte.

Meine Heimat, meine Prägung ist fraglos ostdeutsch, konkret sächsisch, und, komme ich nicht umhin zu konstatieren, ich bin Bundesdeutscher mit aller Konsequenz, ich bin es gern und all denen dankbar, die dies bewirkt haben. Beides zusammen, das Ostdeutsche und das Bundesdeutsche bestimmt mich, eine banale Erkenntnis und falls es mir gelingen sollte, die immer noch von mir gezogenen Demarkationen einzureißen, werde ich vielleicht am Ende der nächsten Dekade meinen Kindern folgen und beim Aufflammen alter Diskussionen lauthals vermelden:

Ost- oder Westdeutsche, Alt- oder Neubundesbürger, alles unwichtig, Herkunft und so, Altschnee von vorgestern. Ungetrübtes, unvoreingenommenes Nachvorschaun ist angesagt und eine entspannte Rückschau, nicht ein starrer Seitenblick nach Drüben.

Doch ganz sicher bin ich mir nicht. So viel Größe zu zeigen, wird mir schwerfallen. Denn ich kann diese eingebildeten selbtherrlichen Wessis nun einmal überhaupt nicht leiden.